

Dammer, Karl-Heinz

"Auf der Suche nach der verlorenen Autorität". Zum Autoritätsbegriff bei Max Horkheimer

Pädagogische Korrespondenz (1994) 14, S. 5-18



Quellenangabe/ Reference:

Dammer, Karl-Heinz: "Auf der Suche nach der verlorenen Autorität". Zum Autoritätsbegriff bei Max Horkheimer - In: *Pädagogische Korrespondenz* (1994) 14, S. 5-18 - URN: urn:nbn:de:01111-opus-67604 - DOI: 10.25656/01:6760

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:01111-opus-67604>

<https://doi.org/10.25656/01:6760>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://pk.budrich-journals.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, veröffentlichen oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

DAS AKTUELLE THEMA

5 *Karl-Heinz Dammer*

»Auf der Suche nach der verlorenen Autorität«
Zum Autoritätsbegriff bei Max Horkheimer

ESSAY

19 *Andreas Gruschka*

Bildungszeit: Geld oder Leben

DER REFORMVORSCHLAG

33 *Rüpel*

Die Gesamtschule: eine Schule für alle und also auch eine für die Elite

KÄLTESTUDIE

43 *Helmut Stövesand*

Eltern und Schule

Zu den Mitwirkungsmöglichkeiten von Eltern in der Schule

DIDAKTIKUM

52 *Karl-Heinz Dammer*

Viel Lärm um Benetton

AUS DEN MEDIEN

57 *Peter Moritz*

Fernsehen als Ideologie (Teil II)

Zur Inszenierung eines Erziehungskonflikts in der Lindenstraße

ÜBER EXEMPLARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

80 *André M. Kuhl*

Die »kalten« Zwanziger

Zu Helmut Lethens Buch »Verhaltenslehre der Kälte.

Lebensversuche zwischen den Kriegen«

AUS DER FREMDE I

88 *Michael Tischer*

All you need is punk

AUS DER FREMDE II

91 *Isabel Greschat*

Buy or die

AUS DER FREMDE III

- 94 *Andreas Gruschka*
Noch eine Tüte bitte!

AUS WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG

- 96 *Oskar Klemmert*
Alle Mann an Bord?
Standpunkte zum Problem der Theorie-Praxis-Vermittlung
in der Sozialpädagogik

AUS DEM GESTRÜPP DES INSTITUTIONALISMUS

- 109 Klassenbildung für den fünften Jahrgang

Karl-Heinz Dammer

»Auf der Suche nach der verlorenen Autorität«

ZUM AUTORITÄTSBEGRIFF BEI MAX HORKHEIMER

I

Seit einiger Zeit steht mit der Erziehung wieder ein altvertrautes pädagogisches Thema im Zentrum des öffentlichen Diskurses. Die mediale Halbwertszeit dieses Themas, wie die der meisten öffentlich ventilierten Probleme, hat sich inzwischen als relativ kurz erwiesen. Die Diskussion ist abgeebbt, verweist aber auf ein gewandeltes Verständnis gegenüber der Möglichkeit der Erziehung als Aufgabe und verdient somit, an dieser Stelle fortgesetzt zu werden. Die Intensität, mit der die Debatte in allen großen Publikationsorganen geführt wurde, war bemerkenswert. Anlaß war die zunehmende oder zumindest sich spektakulärer und bedrohlicher manifestierende Gewaltbereitschaft von Kindern und Jugendlichen, die von Pädagogen wie Nicht-Pädagogen als Symptom tiefgreifender gesellschaftlicher und kultureller Verwerfungen interpretiert wurde.

Im letzten Heft dieser Zeitschrift wurde der Versuch unternommen, die Verunsicherung zu erklären, die die Barbarisierungstendenzen ausgelöst haben. Dabei blieb jedoch ein Problem ungeklärt, nämlich die Dialektik der Autorität, des Mittels also, das wie schon in früheren Erziehungsdebatten der Nachkriegszeit herbeibeschworen wird, wenn Kinder und Jugendliche in beängstigender Form ein »abweichendes Verhalten« zeigen. Daran, daß die Reizschwelle der Konservativen recht niedrig ist, daß bei ihnen der Ruf nach Wiederherstellung der Autorität schnell erschallt, hatte man sich gewöhnt, nun waren es aber auch Liberale und Linke, die die Autorität für sich entdeckten. Einer der Impulsgeber dieser Debatte, Klaus Leggewie, glaubte, sich bei seinem Plädoyer für Autorität eines der Ziehväter der neuen Linken bedienen zu müssen, nämlich bei Max Horkheimer. In diesem Aufsatz soll vor allem die Differenz verdeutlicht werden, die zwischen der Analyse des Autoritätsproblems bei Horkheimer und dessen letztlich politisch motivierter kurzschlüssiger Zitation besteht.

In den siebziger Jahren, als die rechte Reaktion auf die Bildungsreform Mut zur Erziehung predigte, wurde Autorität deutlich positiv konnotiert, kreisten um sie die Phantasien der richtigen Erziehung und ihrer Machbarkeit. Die angegriffene »Emanzipationspädagogik« verteidigte eine Erziehung zur Mündigkeit sowohl aus der Perspektive der »Eigenstruktur der Erziehung« (Blankertz) als auch mit modernisierungstheoretischen Hinweisen: Jener altväterlich sich auf Autorität berufenden

Erziehung seien die sozialen Grundlagen abhanden gekommen, sie sei schlicht unmöglich geworden, bzw. nur noch als groteskes Zerrbild zu haben.

Diese Ausgangssituation gilt noch heute, aber das Unbehagen an der Modernisierung der Lebensverhältnisse und die barbarischen Reaktionsformen auf sie haben der Beschwörung guter alter Zeiten in der Erziehung den Boden bereitet. Auch manche Liberale und Linke gerieten in Panik, als sich »ihre Söhne« (Leggewie) daran machten, Häuser türkischer Mitbürger abzufackeln. Ungezogenen Kindern wird seit je mit Autorität gedroht, aber woher nehmen, wenn nicht stehlen?

Während Konrad Adam in der FAZ¹ direkt die antiautoritäre Erziehung pauschal für den rücksichtslosen Individualismus und die daraus angeblich resultierende Gewalt verantwortlich machte, plädierten Klaus Leggewie² und Klaus Hurrelmann³ für eine gewaltfrei operierende Autorität als einem permanenten »Akt der Gründung des Gemeinwesens« bzw. für ein innerfamiliäres Aushandeln richtiger Umgangsformen. Diese Handlungsvorschläge suggerierten einer verunsicherten Öffentlichkeit, daß mit der erneuten Inkraftsetzung von – je unterschiedlich verstanden – Autorität der Gewalt entgegengewirkt, ja vielleicht gar auf längere Sicht die gesellschaftliche Krise gemeistert werden könnte. Implizit verstärkte das die subjektive Voraussetzung für die Panik, nämlich die Annahme, jegliche Autorität habe an Geltung verloren, und dies sei ein wesentlicher Grund für das Chaos, der mit richtiger Erziehung aus der Welt geschafft werden könne.

Wer Adams anthropologischem Pessimismus, demzufolge »das Tier [...] immer schon zum Sprung« bereitliegt, nicht folgen mag, dem dürften Leggewies und Hurrelmanns weichere Varianten zunächst sympathischer erscheinen, was daran liegt, daß sie zwar im Prinzip »Autorität« fordern, diese aber nicht mit »autoritären« Mitteln durchsetzen wollen, also semantisch das Substantiv von dem daraus abgeleiteten Adjektiv trennen, und somit entgegengesetzte Bedeutungszusammenhänge postulieren.

Leggewie nennt Autorität in einem Atemzug mit den für gewöhnlich positiv besetzten Begriffen »Erziehung« und »Tugend« und sieht in ihr ein wesentliches Mittel zur Sicherung von Freiheit; bei Hurrelmann besteht Autorität im Beharren auf der Geltung von diskursiv ausgehandelten »Familienritualen«. Der Begriff wird auf diese Weise nicht sachhaltig bestimmt, sondern nur durch anderes ersetzt.

Vermutlich hat das in Max Webers Typologie »rational-legal« genannte Modell von Autorität bei diesen diffusen Vorstellungen Pate gestanden, ein Modell also, in dem Autorität nur dann diesen Namen verdient – und damit als per se legitim gilt –, wenn sich die Subjekte ihr freiwillig und aus Vernunft Einsicht und insofern zu ihrem eigenen Wohle unterordnen. Das setzt auf der Seite der Subjekte die Zustimmung zu einer legitimen Ordnung und Herrschaft voraus. Wozu aber verhilft das Modell, wenn dessen Voraussetzung von den Heranwachsenden nicht akzeptiert wird? Mit seinem Hinweis leistet der Politikwissenschaftler Leggewie bestenfalls einen Beitrag zur objekttheoretischen Fundierung des Politikunterrichts, zur Erziehung trägt er nichts bei.

Konsensorientiert plädieren Leggewie und Hurrelmann letztlich dafür, die der Demokratie zugrundeliegende Idee der *volonté générale* als von allen akzeptierte und daher für alle verbindliche sittliche Norm durchzusetzen. Die Antinomie dieser

Idee, welche die Vernunft, der sie praktisch zum Durchbruch verhelfen soll, zugleich als bereits wirksame voraussetzen muß, bleibt damit allerdings weiterhin ungelöst. Diese Antinomie ist zwar insgesamt für das Geschäft einer verantwortlichen Erziehung bestimmend, auch für eine Erziehung zur Mündigkeit, aber es macht einen Unterschied, ob man sich dem Problem stellt oder ob man so tut, als ließe es sich allein begriffsstrategisch lösen.

Ebensowenig wie »Autorität« definieren Leggewie und Hurrelmann das Adjektiv »autoritär«, aus seinen Verwendungszusammenhängen geht aber klar hervor, daß es pejorativ besetzt ist und das Gegenteil dessen impliziert, wofür das Substantiv steht. »Autoritär« wird identifiziert mit Irrationalität, Gewalt und Orientierung an falschen Leitbildern und Idealen. So sieht Leggewie im Rechtsradikalismus den »autoritären Charakter« zutage treten und will seine Vorstellungen keineswegs mit der »autoritären Erziehung« unseligen Angedenkens« gleichgesetzt wissen. »Autorität« erscheint somit nicht als eine der Autorität korrelierende Verhaltensweise, sondern bezeichnet vielmehr den falschen Gebrauch von Autorität. Dies wiederum zieht eine Paradoxie nach sich: Autorität läßt sich nur dort finden, wo sie sich nicht mit Mitteln des Zwangs Geltung verschafft.

Die Konstruktionen von Hurrelmann und Leggewie übergehen mit der Künstlichkeit ihrer Entgegensetzungen das Problem, wie Autorität sich durchsetzen läßt, ohne daß sie sich mit autoritären Mitteln selbst desavouiert. Die beiden Ratgeber interessieren sich nicht für das konkrete Dilemma eines Vaters oder einer Mutter, denen etwa angesichts der Triebregungen ihrer Kinder kein Rückgriff auf die *volonté générale* und kein Diskurs über Regeln, sondern nur noch Zwangsmaßnahmen weiterhelfen. Ob diese danach positiv erzieherisch wirksam werden, ja überhaupt sein können, steht auf einem anderen Blatt.

Die Erziehung wird als Weg zur erneuten Inkraftsetzung der Autorität propagiert, es wird aber nicht geklärt, auf was, wenn nicht Autorität diese Erziehung sich stützen soll, um ihre Ziele zu erreichen. Soll Erziehung wirksam sein, so bedarf es der Autorität, um ihr Geltung zu verschaffen; fehlt die Autorität, so kann auch Erziehung sie nicht wiederherstellen, da es ihr an Legitimation mangelt. In diesen Widerspruch verwickelt, flüchten sich beide Autoren in Beschwörungen, die unvermittelt im Raum stehen bleiben. Leggewie verlegt sich auf das Ideal einer Autorität der Vernunft, für die aber kein plausibler Anknüpfungspunkt in der Praxis angeführt wird, und Hurrelmann setzt auf ein pädagogisches Verfahren, dessen an die Idee des herrschaftsfreien Diskurses angelehnte formale Beschreibung von Erziehung mit deren Realität, die durch die Macht der Eltern über bzw. ihre Verantwortung für die Kinder gekennzeichnet ist, nur wenig zu tun hat.

Dieser Widerspruch zwischen Theorie und Praxis drängt sich indes nur dem auf, den seine praktische Verunsicherung nicht dazu verführt, den Wunsch zum Vater des Gedankens zu machen. Den von Hurrelmann und Leggewie vorgestellten Lösungsmodellen blieb Kritik deswegen weitgehend erspart, weil sie ein Bedürfnis des liberalen Publikums bedienten. Es besteht darin, wissen zu wollen, wie man unverändert weitermachen und den Glauben daran wiederherstellen kann, etwas zur Lösung der Probleme in der Hand zu haben: eine Autorität, die der Herstellung und Aufrechterhaltung vernünftiger Verhältnisse dient.

Wie aber kommt es, daß in Verhältnissen, die durch die Abwesenheit von Autorität gekennzeichnet sind, zunehmend »autoritäre Charaktere« auftauchen können? Von welcher Autorität sind sie geprägt bzw. auf welche Autorität hin orientieren sie sich, und wie ist die flagrante Irrationalität der »autoritären Charaktere« zu erklären, wenn Autorität per definitionem mit Vernunft identifiziert wird? Augenscheinlich hat Autorität eine zugleich rationale und irrationale Seite, und beide sind in der Praxis ebenso vorfindlich wie abwesend. Darüber, woraus dieses Paradoxon resultiert, geben die Texte jener Debatte keinen Aufschluß, da »Autorität« dort letztlich unbegriffen bleibt – um der handlichen Ratschläge willen möglicherweise sogar unbegriffen bleiben muß. Eine Anstrengung des Begriffs, wie sie Horkheimer unternahm, erscheint daher lohnend, nicht nur um der terminologischen Klärung willen, sondern auch, um den Stellenwert von Beiträgen wie denen Hurrelmanns und Leggewies genauer zu bestimmen. Dies soll im folgenden versucht werden anhand von Horkheimers Einleitungstext zu den Studien über Autorität und Familie sowie ergänzend an zwei späteren Aufsätzen, in denen Horkheimer auf seine frühere Arbeit zurückgriff.

II

Neben den stärker empirisch orientierten Arbeiten über Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches und über den Autoritären Charakter stellen die 1936 erschienenen Studien über Autorität und Familie die dritte große Abhandlung zum Phänomen der Autorität dar, mit dem sich das Institut für Sozialforschung auf der Suche nach den Entstehungsbedingungen totalitärer Herrschaft knapp zwei Jahrzehnte lang intensiv auseinandersetzte. Horkheimers Einleitungstext⁴ versucht, Autorität als vermittelnde Kategorie zwischen gesellschaftlicher Struktur und individueller Psyche zu interpretieren und ihre Herausbildung in der bürgerlichen Gesellschaft zu rekonstruieren.

Horkheimer umschreibt Autorität zunächst vage als »teils produktive, teils hemmende menschliche Triebkraft«, die wesentlich an der Aufrechterhaltung von – zumindest in der bisherigen Geschichte – »notwendige[r] Herrschaft von Menschen über Menschen« beteiligt gewesen sei (S. 357). Diese Herrschaft erscheint Horkheimer insofern ambivalent, als sich Individuen ihr einerseits aus Vernunft Einsicht um eines gemeinsamen Zieles willen unterordnen könnten, so wie es in der antiken Polis der Fall gewesen sei, andererseits aber auch, v. a. in Umbruchzeiten, ihren eigenen Interessen zum Trotz und gegen die historische Entwicklung an überkommener Autorität festhalten könnten. Letzteres führe zur Aufrechterhaltung überwindbarer und zu überwindender Zustände, was von Horkheimer zugleich als Indikator für die relative Unabhängigkeit der Autorität von den Produktionsverhältnissen gewertet wird. In jedem Fall sei die mit Autorität gesetzte Unterordnung bisher stets »mit Versagungen für die Abhängigen verbunden«, zugleich aber auch die Bedingung der Möglichkeit dafür gewesen, daß Arbeit gesamtgesellschaftlich organisiert und auf diese Weise zunehmend quantitativ wie qualitativ Produktivität entfaltet werden konnte (S. 360f.).

Mit Beginn der bürgerlichen Epoche werde der den Feudalismus kennzeichnende Zusammenhang von personaler Autorität, Gewalt, Tradition und Ökonomie brüchig. Obwohl die autoritär Herrschenden durch die Setzung des als autonom gedachten Individuums ihre bis dahin selbstverständliche Legitimität verloren hätten, bleibe Autorität nach wie vor ein unverzichtbares Moment für die Entfaltung auch der neuen Wirtschaftsweise. Zwar sei abstrakt das vernünftige Individuum zum Garanten von Wahrheit erklärt worden, real habe aber gleichwohl für die meisten Menschen allein um des Überlebens willen der Zwang zur Unterordnung unter die herrschenden Produktionsverhältnisse fortbestanden. Die in Verruf geratene Autorität sei den Individuen nun indes nicht mehr in Gestalt des Feudalherren gegenübergetreten, sondern als Arbeitsethos verinnerlicht und von der bürgerlichen Philosophie verschleiert worden: Die für frei erklärten Individuen blieben auf sich allein gestellt und damit verantwortlich für ihren Erfolg oder ihr Scheitern, »die Verhältnisse selbst wurden autoritär«, mit der historisch erreichten Möglichkeit einer Verwirklichung der Vernunft unvernünftig. Die Autorität erschien »philosophisch in der Form metaphysischer Begriffe« (S. 368 f.).

Mit der Entfaltung des Kapitalismus, so Horkheimer weiter, sei die eigentliche Autorität auf den sich irrational entfaltenden Markt übergegangen, dessen Wechseln alle – wenn auch in unterschiedlichem Maße – unterworfen gewesen seien: »Die möglichst vollständige Anpassung des Subjekts an die verdinglichte Autorität der Ökonomie ist zugleich die Gestalt der Vernunft in der bürgerlichen Wirklichkeit« (S. 372 f.). Bei aller Verzerrung hatte letztere für Horkheimer gleichwohl ihre Berechtigung darin, daß sie die Herstellung einer ökonomischen Basis für die Einrichtung wirklich vernünftiger Verhältnisse ermöglicht habe, die so lange ausstünden, wie unterschiedliche Funktionen im Arbeitsprozeß noch mit »gutem oder schlechtem Leben« verknüpft seien (S. 387). Bis dahin sei selbst die humane Haltung »guter Liberaler«, die im Bewußtsein der »eigenen Unabhängigkeit« und der »Achtung der Freiheit und Würde des Mitmenschen« handelten, »abstrakt und naiv«, da sie, ebenso wie alle anderen, jederzeit zum Bettler und damit in ihrer Menschenwürde verletzt werden könnten (S. 382).

Konkrete Gestalt gewinnt die Stiftung von Autorität nach Horkheimer in der Familie, wo die Kinder vom Vater auf das Realitätsprinzip eingeschworen werden – ein Prozeß, auf den die Kinder sich notwendig, da zu ihrem eigenen Nutzen einlassen müssen, und wenn ihnen früh dieser Nutzen einsichtig gemacht werden könne, auch einlassen wollten. Dann erscheine der Vater den Kindern wegen seiner physischen Überlegenheit und seiner Ernährerrolle in doppelter Weise als machtvolle Figur, deren Legitimität juristisch bestätigt und damit gefestigt werde, so daß die Kinder das Macht- und Abhängigkeitsverhältnis als sittlich notwendiges und die vom Vater vorgelebten Werte als erstrebenswert erführen. Gleichwohl werde mit dieser Autorität statt Autonomie Anpassung an das Konkurrenzprinzip und damit das rücksichtslose Streben nach Erfolg eingeübt (S. 391 ff.).

Die Autorität des Vaters erscheine somit den Kindern personal, sie sei aber letztlich eine gesellschaftlich geborgte und hänge von der ökonomischen Position des Vaters ab. In dem Maße wie letzterer gesellschaftlich machtlos werde und sich als solcher erfahre, steige der innerfamiliäre Druck auf die Kinder. Bezogen auf

seine Gegenwart betont Horkheimer, daß der von der Krise des Kapitalismus beschleunigte Zerfall der Gesellschaft die Familie dazu verdamme, als Produzentin »bestimmter autoritärer Charaktertypen ihre unentbehrliche Wirkung [zu] üben« (S. 401).

Die Familie leistet also je nach ihrer sozio-ökonomischen Lage beides, die Durchsetzung von Autorität und die ihres dialektischen Gegenstücks. Wenn der Vater keine glaubwürdige Autorität mehr darstellen könne, werde das Bedürfnis nach Autorität auf außerfamiliäre Instanzen projiziert: »Irgendeine Autorität muß es sein [...] nicht so sehr die wahre, die auf Privatbesitz beruht, sondern die staatliche, die [...] zur Unterordnung unter diesen zwingt« (S. 386). Dies ist nach Horkheimer solange notwendig der Fall, wie die »grundlegende Struktur des gesellschaftlichen Lebens und der auf ihr beruhenden Kultur« sich nicht entscheidend verändere. Konsequentermaßen mißt Horkheimer daher dem intentionalen Erziehungsstil nur eine vergleichsweise geringe Bedeutung bei, denn gleichviel, ob dieser durch »Zwang oder Milde« bestimmt sei, werde allemal der »kindliche Charakter durch die Struktur der Familie weit mehr als durch die bewußten Absichten und Methoden des Vaters gebildet« (S. 401). Die Familie wirkt in diesem Sinne sozialisatorisch in Abhängigkeit von ihrer gesellschaftlichen Basis und nicht erzieherisch in Abhängigkeit von den pädagogischen Normierungen, denen die Eltern folgen wollen. Auch wenn damit kein ökonomischer Determinismus, kein schlichtes Basis-Überbau-Schema postuliert wird, so impliziert eine solche Position doch eine pädagogische Kränkung.

Wie die Autorität selbst, so hat auch ihre primäre Agentur, die Familie, für Horkheimer einen prinzipiell ambivalenten Charakter. Allein wenn die väterliche Autorität gesellschaftlich gedeckt sei, könne sie seitens der Kinder auf die Einsicht in ihre vernünftige Berechtigung bauen. Danach könne der Vater auf die Ausübung von Zwang, der über das für den »zivilisatorischen Prozeß« notwendige Maß hinausgehe, verzichten. Horkheimer behauptet, dies sei in der »bürgerlichen Blüteperiode« häufig der Fall gewesen, als »zwischen Familie und Gesellschaft die fruchtbare Wechselwirkung stattfand, daß die Autorität des Vaters in seiner gesellschaftlichen Rolle begründet und die Gesellschaft mit Hilfe der patriarchalischen Erziehung zur Autorität erneuert wurde« (S. 417).

Eingewoben in diese Vorstellung vom Austausch zwischen Familie und Gesellschaft ist die einer Eigenstruktur der Familie: Sie vergesellschaftet erfolgreich Kinder, indem sie diese vor der Gesellschaft schützt. Die Familie hat für Horkheimer ihren Wert auch darin, daß in ihr die Einzelnen sich »nicht als Konkurrenten« gegenüberstünden, sondern »als Menschen« (S. 404). In diesem Zusammenhang mißt Horkheimer der Frau in ihrer Rolle als liebende Mutter und Gattin eine große Bedeutung bei. Ihre Liebe lindert die schmerzhaften Folgen, die der Zwang zur Vergesellschaftung für den Ehemann wie für die der väterlichen Autorität unterworfenen Kinder nach sich ziehe: »[...] in der Art, wie eine Mutter von ihrem Sohn, auch wenn er mit der Welt in Konflikt gekommen ist, zu sprechen vermag, in der bergenden Liebe einer Frau für ihren Mann sind Vorstellungen und Kräfte lebendig, die freilich nicht an die Existenz der gegenwärtigen Familie gebunden sind, ja, unter dieser Form zu verkümmern drohen, aber im System der bürgerli-

chen Lebensordnung selten eine andere Stätte haben als eben die Familie« (S. 404).

Bei aller Nüchternheit der Analyse und daraus sich ergebender Skepsis ist Horkheimers Text auch von dem Bedürfnis geprägt, in der Familie einen empirisch wirksamen gesellschaftlichen Ort auszumachen, der als Bedingung der Möglichkeit für die Durchsetzung von Vernunft gelten kann, und zwar nicht nur der instrumentellen Vernunft, die die bürgerlichen Geschäfte regiert, sondern auch der Vernunft, die für humane gesellschaftliche Verhältnisse steht. Diese Hoffnung hat Horkheimer auch später nicht grundsätzlich aufgegeben, es fiel ihm aber zunehmend schwer, sie empirisch zu begründen, nachdem das Modell des liberalen Unternehmers als Verkörperung einer Autorität im Dienste der Vernunft nicht mehr historisch glaubwürdig aufrechtzuerhalten war und darüber vermittelt jene Balance der innerfamiliären Kräfte und Funktionen nicht mehr so leicht hergestellt werden konnte. Die Aufsätze der Nachkriegszeit, die sich mit diesem Thema befassen, hinterlassen den Eindruck wachsender Resignation. Exemplarisch dafür sind der auf die Studie von 1936 sich zurückbeziehende Aufsatz »Autorität und Familie in der Gegenwart« (deutsch 1960)⁵ sowie die ebenfalls 1960 erschienenen Betrachtungen zu »Der Mensch in der Wandlung seit der Jahrhundertwende«⁶.

Horkheimer konstatiert im erstgenannten Text den fortwährenden Verfall familiärer Autorität in »einer Welt, in der jedermann Angestellter« sei und in der somit

die ökonomische Basis für Autorität, nämlich der Besitz und die Weitergabe von Privateigentum als »starkes Motiv zum Gehorsam« keine entscheidende Rolle mehr spiele (S. 322). Die Erziehung gestalte sich immer weniger als ein persönliches Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, sondern würde immer häufiger an außerfamiliäre Instanzen delegiert, womit zugleich die fortbestehenden Autoritätsbilder auf anonyme Institutionen übertragen würden. Die Familie erhalte sich unter solchen Bedingungen nur noch als Konvention ideologisch aufrecht, sei aber nicht mehr in der Lage, vernünftige Über-Ich-Bindungen – im Sinne von Freuds ödipaler Abarbeitung an väterlicher Autorität – herauszubilden, sondern fördere nur noch blinde Anpassung an die gesellschaftlichen Verhältnisse. Auf diese Weise entstünden vor allem autoritäre Charaktere, deren »eigentümliche Abstraktheit und Verhärtung symptomatisch für eine Welt« seien, »die an der familiären Autorität festhält, nachdem sich die innere Substanz der Familie aufgelöst hat«.

Diesen Erkenntnissen zum Trotz resümiert Horkheimer seinen Aufsatz mit dem Satz, den Leggewie verkürzt zitiert: »Während die Familie als Ideologie zugunsten eines repressiven Autoritarismus wirkt, zeigt sich deutlich, daß die Familie als Realität die verlässlichste und erfolgreichste Gegeninstanz gegen den Rückfall in die Barbarei ist, von dem jedes Individuum während seiner Entwicklung bedroht wird« (S. 338). »Familie als Realität«, das bleibt freilich symptomatisch unbestimmt. Soll es heißen, es gibt sie noch, diese produktive Konstellation, nur eben seltener? Spricht Horkheimer kontrafaktisch von der Realität in dem Sinne, daß er an einem Modell als Option festhalten will?

Der zweite Artikel befaßt sich seinem Titel entsprechend allgemeiner mit dem Zerfall von Bindungen und seinen sozioökonomischen Ursachen. Die Analyse erinnert an die Einsichten aus »Autorität und Familie in der Gegenwart«, nun tritt aber deutlicher der unvermittelte Charakter von Horkheimers Gegenentwurf zum Vorschein, der sich an »intakten bürgerlichen Familien« (S. 95) der Jahrhundertwende orientiert. Habe die Familie in der Oberschicht des 19. Jahrhunderts noch eine »lange und behütete Kindheit« gewährt, sei der Vater dort sein eigener Herr gewesen und habe daher kein Tyrann zu sein brauchen, so führe in der Gegenwart die geringere familiäre Bindung der Jugendlichen zu einem »Schwund der Innerlichkeit« und zu einer Ersetzung der »moralischen Substanz« durch »Anweisungen, Rezepte, Leitbilder« (S. 95)⁷. Mit dem Verfall der Familie schwindet also die Möglichkeit, einen praktischen Gegenpol zu bilden.

III

Horkheimers Rekonstruktion des Begriffs »Autorität«, mit der dieser nicht nur abstrakt bestimmt, sondern in der gesellschaftlichen Praxis fundiert wird, bleibt notwendig so ambivalent wie die Sache, auf die sie sich bezieht. Autorität geht für Horkheimer sowohl abstrakt von philosophischen Begriffen aus, in denen sich das Selbstbewußtsein des Individuums bestimmt, als auch konkret allgemein vom ökonomischen System, dem sich die Subjekte um ihres Selbsterhalts willen unterzuordnen haben. Ihre Verkörperung findet sie im Familienvater, dem die Aufgabe zukommt, seinen Nachwuchs auf das Überleben in der Gesellschaft vorzubereiten.

Der Begriff wird somit nicht auf einen normativen Gehalt festgelegt, aus dem sich positive Orientierungen ableiten ließen, sondern konsequent auf die materielle gesellschaftliche Basis bezogen, die die objektive Funktion von Autorität bestimmt. Letztere bezieht nach Horkheimer ihre Geltung und Durchsetzungskraft aus der Sphäre der Reproduktion, ohne jedoch gänzlich in dieser aufzugehen. Sie steht zwar im Dienste der Vergesellschaftung, deren Zwängen sie das Individuum anpaßt, ist aber zugleich der einzige Ort, an dem Kinder potentiell die Gelegenheit haben, in Auseinandersetzung mit einer konkreten Autoritätsfigur Autonomie auszubilden, d.h. die Fähigkeit, sich zugleich selbstbewußt und realitätsgerecht zu verhalten.

Charakteristisch für Horkheimers Überlegungen zum Verhältnis von Autorität und Familie ist die Spannung zwischen illusionsloser Aufdeckung der gesellschaftlichen Mechanismen, die Autorität hervorbringen und von dieser wiederum konsolidiert werden, und der Beschwörung einer intakten Familie, in der Vernunft und Autorität keine Gegensätze bilden und die jene Stabilität bietet, welche für eine Vergesellschaftung, in der das Individuum nicht auf der Strecke bleibt, notwendig ist.

Im Einleitungstext kristallisiert sich diese Ambivalenz im Bild des liberalen Unternehmers, dessen Privateigentum an Produktionsmitteln ihn zur glaubwürdigen Autorität werden lasse, und zwar nicht nur als Ernährer der Familie, sondern auch als Erblasser, der mit der Weitergabe seines Besitzes die materielle Zukunft der Kinder sichere und daher von ihnen respektiert werde. Konsequent im Sinne von Horkheimers Rekonstruktion ist hier zwar die ökonomische Ableitung von Autorität, nicht geklärt wird jedoch, inwiefern diese im Sinne vernünftiger Verhältnisse wirksam werden kann, wenn alle, einschließlich des »disponierenden Fabrikdirektors« (S. 370) der naturwüchsigen Entfaltung des Marktes unterworfen sind. Aber selbst wenn man die Setzung einer von den wirtschaftlichen Mechanismen weitestgehend ausgenommenen Gruppe akzeptiert, so bleibt der Widerspruch bestehen, daß unter kapitalistischem Vorzeichen die Freiheit der Wenigen auf der Unfreiheit der Vielen beruht, d.h. die in der Familie des liberalen Unternehmers sich potentiell entfaltende Autorität der Vernunft auf ein historisch unvernünftig werdendes Produktionsverhältnis angewiesen ist. Zugleich bleibt immanent notwendig das irrationale Moment von Autorität, nämlich die Reproduktion von Zwang. Die von Horkheimer postulierte »fruchtbare Wechselwirkung« zwischen Familie und Gesellschaft während der »bürgerlichen Blüteperiode« (S. 417), hat somit weder in der allgemeinen Weise bestanden, noch taugt sie als Modell.

In dem 1960 erschienenen Aufsatz »Der Mensch in der Wandlung seit der Jahrhundertwende« greift Horkheimer das einzige von ihm stark gemachte positive Modell der Autorität noch einmal unter dem Blickwinkel der Erziehung auf, indem er die Folgen einer gelungenen Ausübung von Autorität für das Kind schildert: »Im günstigsten Falle hatte er [der Vater] in seinem Wesen Autonomie, Entschlußkraft, Erinnerung, Weitblick dem Kinde dargestellt und aus eigenstem Interesse die Forderung nach Wahrhaftigkeit und Sorgfalt, Zuverlässigkeit und geistiger Wachheit, Freiheitsliebe und Bescheidenheit an es gerichtet, bis die Ideen, ins Innere des Kindes aufgenommen, als dessen eigene Stimme des Gewissens sich geltend machten und später, in den Konflikten der Pubertätszeit, dem Vater sich entgegen-

stellten« (S. 95). Mit diesem Resümée protestantischer Ethik stellt sich Horkheimer in einen Gegensatz zu seiner ansonsten pointierten Situationsschilderung. Auch wenn allein vom günstigsten Falle die Rede ist, also nur beschrieben wird, was sein kann, nicht aber, was regelhaft ist, kommt diese Beschreibung fast einer sittlichen Verklärung der sozialen Umstände gleich. Horkheimer hatte dagegen selbst in Autorität und Familie noch die »geschickte Anpassung an die Verhältnisse« kritisiert und diese der »Verwirklichung moralischer Werturteile« gegenübergestellt; »trotz allen Redens von diesen Idealen [Freiheit und Gerechtigkeit]«, so hieß es dort noch, »lernen die bürgerlichen Söhne und Töchter [...], daß die Erfüllung aller Wünsche in Wirklichkeit von Geld und Stellung abhängt« (S. 397). Die »Freiheitsliebe« dürfte vor diesem Hintergrund materialiter kaum etwas anderes bedeuten als das liberalistische Streben nach ökonomischer Unabhängigkeit durch Verfügung über Produktionsmittel, und mit »Bescheidenheit« nicht weniger gemeint sein, als das Bewohnen einer Gründerzeitvilla. Horkheimer vermag, um sich selbst den Ausweg nicht vollständig zu verstellen, nichts anderes gegen seine Analyse vorzubringen als die Erinnerung an die Tugenden des liberalen Unternehmers. Deren historische Funktion, Idealisierung und Ambivalenz wie deren Verfall ändern freilich nichts daran, daß nach Horkheimer allein von der materiellen Fundierung dieser Tugenden in den Lebensverhältnissen von Menschen jene Möglichkeit der Verbindung von Autorität und Vernunft ausgehen könne. Einen anderen Ort vermag er nicht aufzufinden.

Wenn Horkheimer gegen seine Analyse so nachdrücklich auf dem Modell des liberalen Unternehmers beharrt – diese Nebenbemerkung biographischer Natur sei erlaubt – so resultiert dies möglicherweise daraus, daß seine eigene Kindheit von einer Vaterfigur geprägt war, deren Autorität »durch die Struktur der bürgerlichen Familie, die erfolgreiche Unternehmerrolle und die in der jüdischen Tradition verankerte starke Stellung des Vaters« abgesichert war⁸. Ganz dem geschilderten feudalen Muster liberalistischer Erbfolge entsprechend, sah sich auch Horkheimer »dazu bestimmt, in der Leitung der industriellen Werke meines Vaters dessen Nachfolger zu werden«⁹. Daß er den daraus erwachsenen ödipalen Konflikt zugunsten der Sozialphilosophie zu lösen vermochte, spricht für die Funktionstüchtigkeit der von ihm verteidigten Familienstruktur; gleichwohl ist – auch wenn Horkheimer den Bruch zwischen Theorie und persönlicher Erfahrung nicht mehr reflexiv aufgreift – deutlich erkennbar, daß diese Erfahrung nur als partikuläre gelten kann.

IV

Bezieht man Horkheimers Analyse des Verhältnisses von Autorität und Familie auf die eingangs erwähnten Beiträge von Hurrelmann und Leggewie zurück, so tritt trotz des auch verklärenden Rückgriffs auf Erlebtes der qualitative Unterschied der Gegenstandskonstitution deutlich zutage. Leggewie und Hurrelmann treten als Erziehungsratgeber auf und operieren dabei mit dem Konstrukt Autorität. Horkheimer dagegen ist primär an der Autorität selbst und ihrer gesellschaftlichen Funktion interessiert und fragt erst in abgeleiteter Form nach der Rolle, die die Erziehung darin spielt. Die Familie mitsamt der in ihr wirksam werdenden Autorität ist für

Horkheimer weder ein nur quasi-mechanisch funktionierendes Rädchen im ökonomischen Getriebe noch ein gesellschaftlich isolierter Bereich, in dem Autorität sich allein den pädagogischen Absichten der Erziehenden entsprechend entfalten könnte. Ein allgemein wirksamer Agent der Vernunft kann Autorität erst dann sein, wenn die Verhältnisse vernünftig geworden sind, d.h. Geschichte von den Menschen selbstbestimmt im Sinne einer Gerechtigkeit und das Glück aller verbürgenden Gesellschaft gestaltet wird. Dann besitzen die Verhältnisse eine Vernunft, die auf Autorität zu verzichten erlaubt. Autorität umgekehrt aber allein im Dienste der Irrationalität zu sehen, schlosse jede Möglichkeit der Veränderung aus und machte die Eltern zu blinden Sachwaltern des Realitätsprinzips. Soll die Vernunft nicht als bloßes idealistisches Postulat der schlechten Wirklichkeit gegenübergestellt werden, so müssen ein gesellschaftlicher Ort und ein Träger benannt werden, an denen sich die Bedingung der Möglichkeit von Vernunft und damit von Humanität konkret festmachen lassen. Aber dieser Träger läßt sich nicht mehr eindeutig fixieren.

Wenn Horkheimer so beharrlich an der Familie als dem potentiellen Ort der Stiftung von Vernunft festhält, so tut er dies nicht nur im Widerspruch zu, sondern zugleich auch aufgrund seiner gesellschaftstheoretischen Analyse. Zwar ist die Familie einerseits der entscheidende Transmissionsriemen, mit dem gesellschaftlicher Zwang im Individuum durchgesetzt wird, andererseits bietet sie einen – und für Horkheimer augenscheinlich den einzigen – Schonraum, in dem andere zwischenmenschliche Beziehungen als die von Konkurrenten denkbar sind und der es den Individuen so ermöglicht, eine Identität aufzubauen, die nicht nur durch blinde Anpassung an die Verhältnisse gekennzeichnet ist.

Diese durchgängige Ambivalenz des Horkheimerschen Plädoyers macht begreiflich, warum die Forderung nach einer Familie, in der Autorität wieder auf als vernünftig angesehenem Wege Geltung verschafft werden soll, weitgehend voluntaristisch bleiben muß. Ein widerspruchsfreies, auf gelingende Praxis abzielendes Autoritätskonzept vorzulegen, scheint nun aber die Absicht von Leggewie und Hurrelmann gewesen zu sein. Während bei Horkheimer die innerfamiliär wirksame pädagogische wie auch im übrigen die politische Autorität als eine von der ökonomischen Autorität abgeleitete Größe erscheint, sehen Leggewie und Hurrelmann in ihr etwas, das den Subjekten als Eigenschaft oder Handlungspotential frei zur Verfügung steht und daher auch gezielt als Mittel zur Sicherung von Freiheit eingesetzt werden kann. In ihrem Optimismus stehen die beiden positiven Pragmatiker dem negativen Theoretiker Horkheimer, der bewußt auf Erziehungsrezepte verzichtet, diametral gegenüber. Sie schweigen über das, was bei Horkheimer den Kern der Analyse ausmacht, nämlich die in den Gesetzen des Marktes verdinglicht erscheinende Autorität, die »zugleich die Gestalt der Vernunft in der bürgerlichen Wirklichkeit« und damit auch der Familie ist. Bezeichnend für diese entscheidende Verkürzung des Autoritätsbegriffs ist die Art und Weise, in der Leggewie Horkheimer als Gewährsmann für seine Thesen zitiert, denn die isolierte Verteidigung der Familie als »erfolgreichste Gegeninstanz gegen einen Rückfall in die Barbarei« läßt nichts mehr von der Analyse ahnen, der sie bei ihrem Urheber abgetrotzt ist.

Der Verzicht auf eine materiale Entfaltung des Begriffs – ein Verzicht, mit dem zugleich der kritische Kern von Horkheimers Studie unterschlagen wird – ist im

Zusammenhang der öffentlichen Diskussion insofern funktional, als sie erlaubt, positive Möglichkeiten politischen und pädagogischen Handelns aufzuzeigen. Das Problem mußte vereinfacht werden, damit ein traditioneller Ausweg aus der wachsenden Anomie versprochen werden konnte. Es galt die Angst vor den Folgen dieser Anomie mit dem Aufruf zur Erziehung zu bändigen und zugleich die Kritik an der Unvernunft der gesellschaftlichen Verhältnisse zurückzustellen.

Betrachtet man, wie Horkheimer, die politische und pädagogische Autorität nicht als eine autonome, sondern gesellschaftlich und ökonomisch abgeleitete, so wird deutlich, daß Leggewies und Hurrelmanns Vorschläge unvermittelt zu der Praxis stehen, die verbessern zu wollen sie beanspruchen. Familiäre Autorität kann nur dann ein Vehikel zur Durchsetzung von Humanität sein, wenn sie in der instrumentellen, d. h. der bisherigen Erscheinungsform der Vernunft in der bürgerlichen Gesellschaft begründet ist. Der Vater bzw. die Eltern können als Autorität überhaupt nur dann wirksam sein, wenn ihre in ökonomischer Sicherheit sich manifestierende Vergesellschaftung gelungen ist. Auch ein pädagogisches Handeln, das auf mehr als nur die Anpassung an das Bestehende zielt, wird erst durch die erfolgreiche Anpassungsleistung der Eltern glaubwürdig.

Letzteres ist zwar für die Mehrheit der Familien gegenwärtig noch der Fall, aber in einer Gesellschaft, der die Arbeit auszugehen droht, wächst die Zahl der Verlierer oder derjenigen, die um ihre ökonomische Sicherheit und damit den Erhalt ihres sozialen Status fürchten müssen. Ihnen die Umsetzung eines diskursiv-demokratischen, auf der formalen Setzung von Gleichheit beruhenden pädagogischen Modells zu empfehlen, während sie alltäglich die Folgen der realen Ungleichheit am eigenen Leibe zu spüren bekommen, ist naiv. Scheitern Eltern an der Realität, in deren Namen sie ihre Autorität geltend machen müssen, so ist ihnen die Grundlage der Erziehung genommen.

Sieht man einmal davon ab, daß auch unabhängig von diesem grundlegenden Einwand das Modell eines herrschaftsfreien Diskurses allemal eine Idealisierung der Erziehungswirklichkeit darstellt, so steht fest, daß es bestenfalls partikular umgesetzt werden kann, und zwar von jenen Familien, in denen die Wahrscheinlichkeit, daß sie gewalttätige Kinder hervorbringen, relativ gering ist. Trat der partikulare Charakter des Bildes idealer Familienverhältnisse bei Horkheimer vor dem Hintergrund seiner materialistischen Rekonstruktion von Autorität deutlich zum Vorschein, so ist dies weder bei Leggewie noch bei Hurrelmann der Fall. Deren Konzept soll allgemein ohne Ansehen der Person gelten, in Wahrheit betrifft es im günstigsten Falle allein diejenigen, die mit ihm gar nicht primär gemeint sind.

Hinter Leggewies und Hurrelmanns Abstraktionen verschwindet nicht nur der objektive Rahmen, innerhalb dessen sich familiäre Autorität entfaltet, sondern auch die affektive Wirklichkeit der Familie, deren wenn auch u.U. von repressiven Strukturen geprägten Zusammenhalt Horkheimer in den dreißiger Jahren noch als selbstverständlich voraussetzen konnte, den auch er aber in der Nachkriegszeit, besonders in der von ihm als solche bezeichneten Angestelltenkultur, zunehmend gefährdet sah. Horkheimers Kritik daran erscheint zwar überzogen, da ein Angestellter-Status u.U. mehr ökonomische Sicherheit und damit familiäre Stabilität gewährleisten kann als eine unmittelbar den Gesetzen des Marktes unterworfen

Arbeit, dennoch hat Horkheimers aus dem Jahre 1963 stammende Darstellung des Zerfalls familiärer Bindungen und seiner Folgen nichts an Aktualität eingebüßt: »Das Anwachsen der Jugendkriminalität, die Bereitschaft zu einem übersteigerten Nationalismus rechter oder linker Schattierung, der unechte, oberflächliche Optimismus, zu dem der stets bereite Zynismus mit hinzugehört, gründen in der kulturellen Krise, in der die Änderung der Familie ein wesentliches Moment darstellt«¹⁰.

Die Auflösung der Familie ist heute noch weiter vorangeschritten als in den sechziger Jahren, was nicht nur an den wachsenden Scheidungsraten abzulesen ist, sondern auch an denjenigen Familien, die formal zwar noch bestehen, faktisch aber eher eine lockere Assoziation von Individuen sind, die ohne gegenseitige Verbindlichkeiten hauptsächlich ihren eigenen Interessen nachgehen. Auch diese Form der Auflösung innerfamiliärer Autorität kann zur Verstärkung der Anomie beitragen, wobei die ökonomische Situation der Familie nicht mehr notwendig eine entscheidende Rolle spielt.

Hatte Horkheimer bei seiner Verklärung der liberalen Unternehmerfamilie noch die Heranbildung autonomer bürgerlicher Individuen als positive Zielvorstellung im Kopf, so wird heute gerade deren Verfallsform, die »Individualisierung«, als eine wesentliche Ursache für den Zerfall der Familie vermutet, eine Form der Vergesellschaftung, hinter deren Schleier sich der gesellschaftliche Konkurrenzzwang um so wirksamer durchsetzt. Insofern ist heute, mehr noch als in den sechziger Jahren, Skepsis geboten gegenüber der Schönfärberei der Familie. Schon für Horkheimer dürfte die Behauptung einer »verlässlichsten Gegeninstanz gegen einen Rückfall in die Barbarei« ein Aufbäumen gegen die eigene Resignation gewesen sein, d.h. gegen den Verlust der Hoffnung, daß die Familie tatsächlich ihr Potential im Sinne der Humanisierung entfalten könnte. Er dürfte wohl auch nur deswegen so beharrlich an dieser schwachen praktischen Option festgehalten haben, weil die Folgen ihres Wegfalls ihm verheerender erschienen als die Gefahr der Idealisierung falscher Praxis. In der Praxis geht es nicht in schlichter Weise um die Alternative Autorität der Vernunft oder autoritäre Erziehung. Auch wenn die Familie eher diese als jene bewirkt, ist die Rede von ihrer »Realität« bei Horkheimer immer auch zu verstehen als Verweis auf das kleinere Übel, oder positiv gesprochen: als Hinweis darauf, daß eine liberal einigermaßen funktionierende Familie den Kindern allemal mehr Chancen bietet als jede andere Form des Aufwachsens. In Horkheimers Argumentation widerspricht der praktische Optimist dem theoretischen Pessimisten. Ob der Widerspruch vernünftig ist, bleibt eine Frage an die empirische Forschung.

Die Erfahrung personalisierter Autorität in der Familie ist, wie Horkheimer plausibel dargelegt hat, kein Garant für die Entstehung einer stabilen Identität, die sich ohne die Existenz von Führern oder Underdogs aufrechterhalten kann. Verzichtet man jedoch ganz auf die Möglichkeit dieser Erfahrung, so bleibt zur Sicherung des Fortbestandes der Gesellschaft nur der nackte Zwang des autoritären Staates.

Anmerkungen

- 1 Konrad Adam, »Erziehung mit Nebenfolgen«. In: FAZ, 5.3.93, S. 1.
- 2 Klaus Leggewie, »Plädoyer eines Antiautoritären für Autorität«. In: Die Zeit, 5.3.93, S. 93.
- 3 Klaus Hurrelmann, »Mitdenken, mitfühlen, mitziehen«. In: Die Zeit, 26.3.93, S. 89; ders., »Eltern sollen Umgangsformen mit Kindern aushandeln«. In: Frankfurter Rundschau, 15.1.94.
- 4 Max Horkheimer, »Autorität und Familie«. In: ders., Gesammelte Schriften, Band 3, Frankfurt 1988, S. 336–421.
- 5 In: Kritik der instrumentellen Vernunft, Frankfurt 1967.
- 6 In: Max Horkheimer, Gesellschaft im Übergang, Frankfurt 1972, S. 93–102.
- 7 Eine vergleichbare Argumentation läßt sich auch in anderen Aufsätzen aus den sechziger Jahren finden (»Neue soziale Verhaltensmuster« [1963] und »Die Zukunft der Ehe« [1966]).
- 8 Rolf Wiggershaus, Die Frankfurter Schule, München 1988, S. 56.
- 9 Op. cit., S. 55. Wiggershaus zitiert hier aus dem Lebenslauf, den Horkheimer seinem Habilitationsantrag beigefügt hatte.
- 10 »Neue soziale Verhaltensmuster«. In: Max Horkheimer, Gesammelte Schriften, Band 8, Frankfurt 1985, S. 224.